

(Nachdruck verboten.)

1) Der Einzige und seine Liebe.

Von Timm Kröger,

I.

Wenn man verliebt ist — eine Mondschinsonate.

Wenn man verliebt ist. — Reimer Stieper war es und war als Schneidergesell kaum vier Wochen bei Meister Eggert in Arbeit, und acht Tage schon war er verlobt.

Sie war des Rätters Harder Ridders Tochter und hieß Katrien oder Tine und wohnte gleich an Meisters Eggerts Garten unter einem niedrigen Dach, — die Tür hinter stark verholzten Johannisbeerbüschen. Als dreizehnjähriger Junge hatte er sie gesehen (sie war damals ein sehr kleines und sehr lustiges Mädchen gewesen), als eben freigesprochener junger Geselle hatte er sie wiedergetroffen und die Bekanntschaft erneuert. Frau Meister hatte einen Topf mit Honig zu Harders hinüberschicken wollen, und er hatte den Topf hinübergetragen. Den Topf und sein Herz hatte er in der Handtasche zurückgelassen, aber Tines Liebe hatte er mitgenommen. Vor dem altfächischen Schwibbogenherd und vor der dampfenden Waschkütte (Tine war gerade beim Kelleraufwaschen gewesen) war es zur Aussprache und dazu, was dann zu folgen pflegt, gekommen, und Harder hatte gern eingewilligt. Als verlobter Bräutigam war Reimer an ihrer Seite durch die Johannisbeerbüsche nach seines Meisters Hause zurückgekehrt, seine Braut vorzustellen.

„Seht ver Worn of all n Brüdigam sehn?“ — hatte er seinen Mitgefallen gefragt.

Er hatte auf ein verwundertes Gesicht und auf ein rundes Nein gehofft, und dann hatte er sich aufrichten und auf die lachende Tine zeigen und sagen wollen:

„Denn süßt nu en, un en Brud dorto!“

Aber da hatte er nicht mit der mürrischen Schweigsamkeit seines Schneider- und Stubentollegen gerechnet. Dieser, — Ernst war ja wohl sein Name — gehörte zu den Unglücklichen, die ohne Humor in der Welt „herumgnuckeln“. Er war geboren worden zu einer Stunde, wo die gute Frau, die doch jeden, wen sie nur gewahr wird, in ihren Losbeutel greifen läßt, aus dem der eine mehr, der andere weniger, aber alle etwas erhalten, — wo also die den Humor im Saß habende Fee schlief — Ernst war ganz leer ausgegangen. Er hatte, als Reimer mit Katrien Ridders ankam (beide strahlend wie junger Tag), als Reimer so wunderbar fragte, gar nichts gemerkt. Es ist nicht einmal sicher, ob er Katrien überhaupt gesehen hat. Er hatte auch keine Zeit, Rätsel zu lösen. Er kramte in seiner Lade und blieb dabei und knurrte: „Geween Brüdigam sehn, un is mi of all ganz endohnt.“ — Reimer Stieper lachte, und Katrien lachte mit. Sie liebten den Misanthropen kramen, Reimer Stieper war glücklich. Was schierte ihn die Welt?

Im Dorf war man wohl gewohnt, daß „Bräutigame“ eine Oktave höher sprechen und singen als vor ihrer Verlobung. Aber daß jemand nur, weil ein Mädchen mit gelben Haaren, blauem Drillichspenzer und weiter Laßschürze gesagt hat, seine Frau zu werden, plötzlich ein ganz anderer wird, das kannte man nicht.

Aber es war so. Bis dahin ein schüchtern, stiller, Junge mit dunklem Kraushaar und braunen, fragenden Augen, einer, der gar keine Idee hatte, was alles die gute Fee, von der ich sprach, ihm beschert, war er jetzt Herr seiner selbst geworden, war ein reicher und beredter Pharao, der sieben und abermals sieben Jahre lang alles, was an ihm vorübergegangen war, in die Vorratskammern seines Gedächtnisses eingekauert hatte, nun aber nicht wußte, wo er mit all seinem Reichtum bleiben sollte, und darum allen, die durch die Büste zu ihm kamen, den Saß füllte.

Reimer Stieper war glücklich.

Alles, was ihn umgab, gewann Leben. Die stille Schneiderstube war ihm Vorhof zur Seligkeit. In den scharfen Mundwinkeln seines alternden Meisters sah er für und für das Lächeln eines gültigen Gönners. Die spitzen, edigen Ellenbogen des hoffnungslos schweigsamen Gesellen

waren ohnmächtige Reider seines Glücks. Die tapfere Schneiderschere, die den dicksten Stoff mit ihrer Stahlschwere spielend überwand, bedeutete die über den Frieden seiner Liebe wachende Bulldogge. Wenn er den glühenden Dolzen ins Bügeleisen tat und die glatte Stahlfläche auf der Türschwelle abstrich, dann hörte ers deutlich heraus: „Dir flammt ein Herz im Brustkorb. Aber auch ich habe ein rotes, ein heißes Herz.“

Alles deutete sich ihm als Bestätigung seiner Liebe, und besonders geschah das bei den Dingen, die zu der blonden Rättersochter Tine Ridders in Beziehung standen.

Auf dem Apfelsgarten nach Harder Ridders hin, namentlich aber auf der großen Johannisbeerhecke, lag je und je ein merkwürdiger Glanz. Dem Schneider ging es mit diesen Dingen, wie den Leuten mit Reimer Stieper. Bisher hatte er sie für gewöhnliche Büsche gehalten, nun aber sah er, daß es ganz außergewöhnliche waren. Stand nun gar der Vollmond am Himmel, und sah Reimer Stieper tabakrauchend (der Tabakverbrauch steigert sich bekanntlich mit der Liebe), saß er dann auf der Gartenbank an des Meisters Hauswand, dann war er ein Märchenprinz und hielt Wechselreden mit dem Mond, mit dem schwarzen Strohdach von Harder, mit dem Luftzug, der ganz sachte von Nachbar Thöm her über die Pflanze kam, dann sprach er auch mit der Johannisbeerhecke, die sein Liebste und das Tor, das zu seinem Schatz führte, bewachte.

Seute abend zumal war alles ganz närrisch vor Liebe und Glück. Der Mond kam schräg über Harder Ridders Katzenfirst. Hans sah wohl das Storchnest, worin die Storchmutter so süß schlief, aber er bekümmerte sich nicht darum. Er bekümmerte sich auch nicht um den Storchenvater, der nicht im Nest war, sondern in Gedanken verloren daneben stand. Der Storch war nämlich ein Philosoph und nebenbei etwas mondsüchtig.

Der Mond sah auf die Johannisbeeren nieder, ließ sie aber, nur die Spitzen beleuchtend, im Schatten. — Er sagte wenig, aber die alten Büsche waren redselig. Von ihrem Unwert als Gartenbüsche überzeugt und doch stolz wie Lafaien. Als die Augen des glücklichen Schneiders über sie hingingen, fingen sie an:

„Wir sind zwar ganz gewöhnliche Sträucher“, sagten sie, „and tragen tun wir auch nicht mehr, und wenn der Wind vom Nachbar kommt, machen wir . . . furr! — furr! aber was uns zu idealen Büschen macht, das ist . . . Nun, Reimer, . . . du weißt es, dich gehts an.“ . . . Sie wiegten vielsagend ihre Köpfe.

So eine Ruhmrederei konnte denn die alte Kate nicht vertragen. Sie war bejahrt, aber erfahren, und ihr Dachstuhl war leer, der Widerklang darum hohl und dumpf und ihr Waß tief, als sie einfiel:

„Neden wie Feenwächter und steht bloß vor ihrer Tür. Aber ich . . . ich hab sie selbst . . . sie, die Dein Herz erfüllt. Ich hege und habe sie in meinem Schoß, in weichen, warmen Kissen. Der schöne Kopf mit dem gelben Haar ruht in runder Armbeugung der Rechten. Und die Linke . . . nun, die ruht auch irgendwo, wo es warm und weich ist.“

Reimer klopfte seine Pfeife aus und lachte und seufzte. Er seufzte vor Sehnsucht und lachte wieder. Worüber lachte er denn?

Es kam ihm so komisch vor, was die sich zurecht redeten. Nicht, daß sie redeten und was sie redeten, — es war lauter Wahrheit. . . . Nein, darüber mußte er lachen, daß er so ein Märchenprinz war. Ein Einsamer war er gewesen, den niemand verstand, ein Wunderlicher, den keiner für voll genommen, ein Ritter von der Radel, ein Berspotteter und Verachteter, der bei sich selbst in zweifelhaftem Ansehen stand. Und nun diese Wandlung! Hinter den Büschen, unter dem schwarzen Dach schlief ein Dirnchen im Bett, und das, — es war zu komisch, es war wirklich zum Lachen —, wollte ihm angehören, ihm für immer zugehören.

Wie sie wohl darauf gekommen war? Das war's, was er sich nicht zu deuten wußte.

Es fiel ihm ein, — danach hatte er nie gefragt. Wie lustig müßte es sein, es aus ihrem Munde zu hören! Wenn er gleich hinginge. Es war allerdings spät, sie würde böse sein, daß er sie wecke, aber er wollte es doch tun. Sie schlief

in der Kammer hinter der Schwebbogenswand über dem Keller.

Das Glück ist unschuldig und dumm und dreist. Und Reimer war ein Glücklicher. Er ging, und der brave Mond leuchtete ihm. Er ging an den selbstzufriedenen Johannisbeeren vorbei, bei Garder Riders an der Hauswand längs und bog zweimal um die Hausecke. Vor der Siebelseite an der Wand hingen hübsch geordnet unter dem Dach Reusen und Netze (Garder war ein großer Sonntagfischer vor dem Herrn), der Mond zeigte ihm alles. „Was ist's doch für ein fleißiger, ordentlicher Mann, dein Schwiegervater!“ — sagte er. „Und wie er schnarchen kann. Hör mal!“ — Reimer stand still und horchte. In der Tat: Das ging so an, das konnte so bleiben.

An der hinteren Längsseite des Hauses steckte ein großer Kalkquast im niedrigen Dach.

„Was ist für eine nette Dirn!“ — lobte der Mond. „Mit dem Quast weicht sie, so um Pfingsten herum, das ganze Haus von außen und innen. Du solltest man mal sehen, wie ihr das steht. Ein buntes Tuch um den Kopf, man sieht nur Augen und Mund und Rinn, Spenzer und Kock alter Jahrgänge, aber alles nett sitzend, von oben bis unten kalkbespritzt, und in der Hand den großen triefenden Quast.“

„Und hier ist ihr Fensterchen,“ unterbrach sich der Gute. „Wenn du Mut hast, so klopf an!“

Und Reimer hatte Mut und klopfte an. Er wartete ein Weilchen, es rührte sich nichts. Er klopfte noch mal. Da kam ein tief aus Rissen herausquellendes, furchtames: „Wat is dor?“ — „Dat hön ik man,“ antwortete Reimer. — „Du, Reimer?“ — „Ja!“ — „Reimer, weißt Du denn nicht, daß sich das nicht schidt?“ — „Ich will nur was fragen.“ — „Wichtiges?“ — „Ungeheuer wichtig.“ — „Dann wart, ich komme ans Fenster.“

Es war stille Nacht, und Verliebte haben scharfe Ohren. Er hörte allerlei, was ihn entzückte. Ein Bett wurde zurückgeschlagen, die kurzen, rauschenden Töne des Anziehens von Frauenröcken. Das alles vernahm der selige Reimer. Schließlich klang das Fenster leise, der Mond beleuchtete einen verschlafenen, halb verwunderten, halb unwilligen, aber sehr lieblichen Mädchentopf.

„Was willst Du, Reimer?“

„Was fragen.“

„So hörte ich. Aber mitten in der Nacht? Du machst einem Angst. Muß es denn jetzt sein.“

„Ja, es muß jetzt sein.“

„Frag los, ich bebe vor Wange.“

„Das tut nicht nötig, es ist nichts Schlimmes.“

„Aber was, Reimer?“

Reimer lachte leise.

„Ja, Lina, ich habe immer vergessen . . . ich wollt man fragen . . . Es kommt mir so wunderbar vor, daß Du mich so gern hält. Das wollt ich bloß fragen — warum?“

(Fortsetzung folgt.)

Darwinismus und Deszendenztheorien.

(Ein Rückblick zu Darwins Todestag.)

Von Dr. C. Thesing.

I.

Ein Vierteljahrhundert ist ins Land gezogen, seit Charles Darwin, Englands größter Naturforscher, auf seinem Landsitz Down bei Wexham in der Grafschaft Kent die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Ein reiches, glückliches, arbeitsreiches Leben ging am 19. April 1882 zu Ende. Nur wenigen Bevorzugten war es gleich ihm vergönnt, unabhängig von allen äußeren Glücksgütern sich ganz und ausschließlich dem zu widmen, wozu Neigung und Können in gleicher Weise trieben. Selten auch gelingt es jemand, der mit so alles revolutionierenden Ideen hervortritt, sich so bald die Anerkennung der Zeitgenossen zu erringen. Ein trauriger Vergleich, wenn man sich daneben seines großen Vorkämpfers in der Abstammungslehre, Jean Baptiste Lamarck erinnert, der sein ganzes Leben mißverstanden blieb, fast unbekannt in Blindheit und Armut starb. Erst heute, bald ein Jahrhundert nach seinem Tode, scheint ihm die lange borenthaltene Würdigung zuteil zu werden.

Darwin ist der beste Beleg dafür, wie vorsichtig man mit Prophezeiungen sein muß. Auf der Schule seiner Vaterstadt Shrewsbury zeigte sich der junge Charles nichts weniger als lernbegierig. Seine größte Leidenschaft war die Jagd, und sein Vater meinte einmal, er taue nur zu Tändeleien und werde

seiner Familie Schande bereiten. Nach Beendigung seiner Schuljahre bezog Darwin die Universität Edingburgh, um hier, dem Wunsche seines Vaters folgend, Medizin zu studieren. Seine Neigung aber lag auf einem anderen Gebiete, und so beschäftigte er sich fast ausschließlich mit botanischen und zoologischen Studien. Als er kaum zweiundzwanzig Jahre alt war, wurde ihm durch Vermittelung seines Lehrers, Professor Henslows, die Stelle eines Naturforschers auf dem englischen Kriegsschiffe „Beagle“ angeboten, das zu einer langen Studienreise um die Welt ausgerüstet werden sollte. Mit Freuden griff Darwin zu, und am 27. Dezember 1831 verließ er an Bord des „Beagle“ Europa, um erst fünf Jahre später dorthin zurückzukehren. Diese Reise sollte für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden, und er bezeichnete selbst die Fahrt als das wichtigste Ereignis seines Lebens. Ein reiches Material an Tieren und Pflanzen war die Ausbeute der Reise. Zahlreiche geologische und zoologische Arbeiten — von denen hier nur die Werke über „den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe“, über „die Geologie Südamerikas“ und die trefflichen Cirrhipeden-Studien genannt sein mögen — machten seinen Namen in weiten Kreisen bekannt. Das wichtigste aber war, daß auf dieser Reise zum erstenmal seine Ansichten über die Entstehung der Arten erwachten, ein Problem, dem die ganze Kraft seiner späteren Arbeiten gewidmet war. Gelegentlich seines einmonatlichen Aufenthaltes auf dem westlich von Südamerika unter dem Äquator gelegenen Gallapagos-Archipel fand Darwin hinreichend Zeit, die dortige Tierwelt zu studieren. Es fiel ihm dabei auf, daß jede der kleinen Inseln ihre eigenen Arten hatte, die wohl einander nahe verwandt, aber doch gut zu unterscheiden waren. Besonders die Vögel der einzelnen Inseln, Spottdroffeln, Finken usw. waren sehr charakteristisch, und es entstand bei Darwin der Gedanke, sie möchten vor langen Zeiten durch Stürme von dem amerikanischen Festlande auf die verschiedenen, durch breite Meeresstraßen getrennte Eilande herübergeweht sein, sich hier eingelebt und allmählich zu neuen Arten umgewandelt haben.

Von nun an verließ ihn dieser Gedanke keinen Augenblick. Nach England zurückgekehrt, lebte Darwin auf seinem Gute Down ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Er war ja in der glücklichen Lage, als freier Forscher, durch keine staatliche Stellung oder Erwerbstätigkeit abgelenkt, sich nur dem Ausbau seiner Ideen widmen zu können. Zu dem hohen Ziele, das er sich gesteckt hatte, war aber auch die ungeteilte Kraft seiner starken Persönlichkeit notwendig. Unermülich und ohne je das Ziel aus dem Auge zu verlieren, war Darwin bemüht, Tatsachen auf Tatsachen zu häufen, ein gewaltiges empirisches Material herbeizutragen, um so einen gesicherten Baugrund für seine Anschauungen über die Entstehung und Umwandlung der Arten zu schaffen. Es ist fast unbegreiflich, auf wie vielen Einzelgebieten Darwin gleichzeitig forschend tätig war und mit wie zahlreichen Menschen er in wissenschaftlicher Korrespondenz stand. So schaffte er still und emsig an dem großen Bau, nur gelegentlich teilte er Fremden die Resultate seiner Forschungen mit, ohne sich durch ihre Bitten bewegen zu lassen, sie jetzt schon der Öffentlichkeit zu übergeben. Erst nachdem sein Werk durch zwanzigjährige Forschungen vorbereitet war, erst im Jahre 1859 erschien seine größte Schöpfung „Von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“.

Man kann sich heute kaum noch eine rechte Vorstellung von dem Aufsehen, das dieses seltene Buch nicht nur in England, nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, nein in der gesamten gebildeten Welt hervorrief. Man stand verblüfft, erstaunt, wie vor etwas ganz Neuem. Am besten wird die allgemeine Stimmung durch die Worte gekennzeichnet, welche der bekannte Zoologe Bronn seiner deutschen Uebersetzung des Werkes voranstellte: „Wie wird Dir, lieber Leser, nachdem Du dieses Buch gelesen hast?“ Es war als hätte die Wissenschaft ganz ihre eigene Geschichte vergessen. Denn größtenteils waren die Ideen, die Darwin hier entwickelte, durchaus nicht absolut neu. Hatte doch bereits mehr als ein Menschenalter vorher Darwins Großvater, der Dichter und Forscher Dr. Erasmus Darwin, vor allem aber Jean Baptiste Lamarck in klarer Weise die Abstammungslehre, die Entwicklung der heute lebenden Tierwelt aus einfachsten Vorfahren gelehrt. Neu war nur die lausale Begründung der Deszendenztheorie durch Darwin, neu die Fülle des Beweismaterials, die hier mit Wienensfleiß und erstaunlichem Scharfsinn zusammengebracht war, und gegen die es einen begründeten Widerspruch kaum noch geben konnte.

Anfangs mit Erstaunen, dann mit schrankenloser Begeisterung aufgenommen, machten die Lehren des genialen Forschers in kurzer Zeit ihren Siegeszug durch die Welt. Ja es gab eine Zeit, da die überwiegende Mehrzahl aller namhaften Zoologen überzeugte Darwinisten waren. In der Tat erscheint ja auch die Zuchtwahllehre so klar, ihre Mittel sind so einfach und einleuchtend und kaum eine andere Theorie gewährt eine solche Einheitslichkeit der Naturbetrachtung. Wie auf jede Ueberschätzung, so folgte aber auch auf diese kritiklose Annahme der Darwinischen Zuchtwahllehre oder Selektionstheorie eine Reaktion, und es gab Forscher, welche die Wirksamkeit der von Darwin aufgestellten Entwicklungsfaktoren schließlich leugnen, den Darwinismus für den höchsten Irrtum des Jahrhunderts erklären. (Driesch.) Erst heute gelangt man allmählich, nachdem die Parteileidenschaft verrauscht ist — denn auch die „objektive“ Wissenschaft ist nicht frei von dogmengläubigen und fanatischen Jüngern — zu einer gerechten und kritischen Würdigung der Selektionstheorie, und neben ihren unabweisbar guten werden auch die schwachen Seiten immer scharfer hervor-

gehoben. In vielen Kreisen, namentlich in solchen, die der Abstammungslehre, der „Affentheorie“, wie sie spöttisch genannt wird, feindlich gegenüberstehen, werden Darwin'sche Selektionstheorie und Abstammungslehre häufig als zwei gleichartige Begriffe gebraucht. Man will den Glauben erwecken: falls es gelänge, die geistvolle Hypothese des großen Briten zu widerlegen, hätte auch die Deszendenztheorie ihre endgültige Erledigung gefunden. Gegen dieses Zusammenwerfen und Vermischen der Lehre Darwins mit der Abstammungslehre kann gar nicht scharf genug Verwahrung eingelegt werden. Es sind durchaus getrennte Gebiete, auf welche sich die beiden Theorien erstrecken, und die Selektionstheorie Charles Darwins setzt die Abstammung der Lebewesen von niedrigen Vorfahren bereits als bewiesen voraus und beansprucht lediglich, uns eine Erklärung zu geben, welche Kräfte bei der Umwandlung der Organismenwelt tätig waren und auf welchem Wege sich die Entstehung der höherorganisierten Lebewesen aus einfacher gebauten Vorfahren vollzogen haben mag. Sehen wir also wirklich den Fall, die Lehren dieses großen Naturforschers würden sich als ein Verstum erweisen, so wäre dadurch die Richtigkeit der Abstammungslehre in keiner Weise erschüttert. Das einzige was damit erreicht wäre, müßte denn das Zugeständnis sein, daß es der Forschung bisher nicht möglich war, für die Art und Weise, wie sich die Entwicklung der Organismenwelt vollzogen haben mag, eine befriedigende einheitliche Begründung zu geben. Noch immer aber besteht die Meinung Darwins in ihren Grundzügen zu Recht, von einer Widerlegung kann nicht gesprochen werden. Eine ehrsüchtige Kritik mußte sich vielmehr darauf beschränken, auch die vielen schwachen Seiten der Selektionstheorie hervorzuheben und darauf hinzuweisen, daß die Bedeutung der natürlichen Auslese für die Artbildung von Darwin, namentlich aber von seinen Nachfolgern erheblich überschätzt wurde, daß auch noch andere Ursachen bei der Ausgestaltung des organischen Lebens mitgewirkt haben. Ehe wir jedoch eine kritische Würdigung der Darwin'schen Lehren versuchen, wollen wir sie wenigstens in ihren Grundzügen an unserem Auge vorbeiziehen lassen.

Bei seinen Forschungen ging Darwin zunächst von einer Kritik unseres Artbegriffes aus. Wir sehen überall in der Natur, daß die Nachkommen, die Kinder, ihren Eltern mehr oder minder ähnlich sind und die gleichen Artcharaktere tragen. Andererseits unterliegt es aber keinem Zweifel, daß kein Kind in allen Punkten seinen Erzeugern gleich ist; neben den Arterkenntnissen trägt es auch seine eigenen, individuellen Züge. Das ist ja auch nur natürlich, dankt doch jedes höhere Lebewesen stets zwei verschiedenen Individuen seine Existenz und erbt so gut vom Vater wie von der Mutter bestimmte Eigenschaften. Man bezeichnet diese individuellen Abweichungen als Variationen. Im allgemeinen bewegen sich die Variationen in recht engen Grenzen, unter gewissen Umständen jedoch, falls sich durch Zufall oder äußere Einflüsse solche Abweichungen durch mehrere Geschlechter nach einer bestimmten Richtung häufen, können Individuen entstehen, die sich so sehr von den übrigen Vertretern ihrer Art und von ihren Stammesleuten unterscheiden, daß man sie nicht mehr als Abarten oder Varietäten bezeichnen darf, sondern ihnen den Wert gesondeter Arten zuerkennen muß.

Nirgends in der ganzen Natur finden wir eine so offenkundige Neigung zur Variation und Rassenbildung als bei unseren Haustieren. Von der Forschung lange Zeit vernachlässigt und beiseite geschoben, hielt man es doch für eine Entweihung der reinen Wissenschaften, sich mit diesen „natürlichen“ Produkten menschlichen Egoismus zu beschäftigen, wurden gerade die Haustiere für Darwin der Ausgangspunkt zu seinen umfassenden Arbeiten. Nach den Untersuchungen Darwins kann es keinem Zweifel unterliegen, daß alle unsere so verschieden gearteten Taubenrassen von einer gemeinsamen Grundform, der Felsentaube, abstammen, einem kleinen zierlichen Vögelchen, das in der Färbung am meisten an die gewöhnlichen blaugrauen Baurentauben erinnert. Durch allmähliche künstliche Zuchtwahl sollen aus dieser Stammform alle unsere so verschieden gefärbten und gebauten Taubenrassen gezüchtet sein. Man denke nur an eine Pfauentaube, einen Kröpfer, einen Carrier, ein Nöbchen und eine Wagdette und man wird zugeben, daß die trennenden Merkmale zwischen diesen verschiedenen Taubenrassen bedeutender sind als zwischen vielen natürlichen Arten. Es ist geradezu erstaunlich, von welcher Umwandlungsfähigkeit der Taubenkörper ist. Ein geschickter und ausdauernder Züchter vermag bereits im Laufe weniger Generationen fast jede beliebige Abänderung zu erzielen, und es gibt keinen Körperteil, kein Organ, das sich nicht willkürlich verändern ließe. Daß man sogar geistige Eigenschaften durch Zuchtwahl umzuwandeln vermag, beweisen — ein Beispiel für viele — die bekannten Purzeltauben, welche allmählich die merkwürdige Gewohnheit angenommen haben, sich während des Fluges in der Luft zu überschlagen.

Wenden wir uns nun der Frage zu, welche Wege der Züchter einschlägt, um bei seinen Tieren ein bestimmtes Merkmal zu erzielen. Das Mittel ist einfach. Er wählt nur diejenigen Individuen zur Nachzucht aus, welche das gewünschte Merkmal bereits, wenn auch nur leise angedeutet, zeigen. Bei den Nachkommen wird er dann bereits eine geringe Steigerung der gewünschten Eigenschaft bemerken. Auch unter diesen Jungen hält er wieder eine strenge Auslese und läßt nur solche zur Paarung schreiten, die sich am meisten seinem Idealbild nähern. Indem er mit dieser Aus-

wahl durch zahlreiche Generationen konsequent fortfährt, erhält er endlich Tiere, wie er sie erstrebte. Was die künstliche Zuchtwahl zu leisten vermag, dafür nur einige Belege. Der japanische Pfauhahn besitzt Schwanzfedern von drei Meter Länge, Toulouse Masthühner erreichen ein Gewicht von 35 Pfund, gute Legehühner produzieren jährlich 200 Eier, die Pfauentauben haben 30 bis 40 Schwanzfedern, während die Felsentaube nur 12 bis 14 trägt, und endlich, das Marinochaf besitzt auf einem Quadratfuß Haut etwa 50 000 Haare, ein gewöhnliches Schaf höchstens 6000.

Kleines feuilleton.

Wenn die Knospen springen. April — vom lateinischen aperire gleich öffnen — öffnet die Knospen. Wenn man die rücksichtslosen Verfahren des herbstlichen Obstenerntens sieht, möchte man glauben, daß die wenigsten Menschen eine Ahnung von Knospenbildung haben. Sie meinen offenbar, daß die Knospen erst im Frühjahr gebildet werden, um in wenigen Wochen zur Entfaltung zu kommen. Das ist indes grundfalsch. Die Knospen werden entwickelt, wenn die Früchte zu reifen anfangen, also im Sommer und Herbst vorher. Sie brauchen aber sehr lange zu ihrer völligen „Knospenreife“. Und wenn man eine Knospe untersucht, findet man, daß sie in reizend gestalteter Form schon das ganze Organ, das sie umschließt, im Kleinen birgt. Eine Blattknospe der Kastanie zeigt unter dem lebrigen Summumantel ihrer braunen Hüllschuppen schon das ganze fünf- oder siebenzählige Kastanienblatt in winziger Embryoform. Jedes Organ ist in dieser Weise schon vollkommen vorhanden und hart bloß des Augenblicks, da die äußere einzwängende Hülle gebrochen und dem Wachstum, der Entfaltung freie Möglichkeit geboten ist. Wer jetzt die Entfaltung der Kastanien- oder auch Buchenblätter beobachtet, kann sich von der reizvollen Früherfaltung der Blattfläche überzeugen. Man denkt unwillkürlich an die Flügelentfaltung eines eben aus der Puppe gekrochenen Schmetterlings. Und deswegen wird herbsteins am meisten gesündigt, weil allenthalben mit den Früchten die jungen Knospen oder die knospenübersäten Zweige abgeschlagen, gebrochen und beschädigt werden. Oft wird auf diese Weise ein ganzes Drittel der nachstehenden Ernte vernichtet.

Kunstgewerbe.

a. s. Cadinen. Das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus (Berlin W., Leipzigerstr. 18) veranstaltet eine Sonderausstellung der königlichen Majolika- und Terrakottawerkstätten Cadinen. Cadinen soll nämlich zu einem künstlerischen Mittelpunkt gemacht werden, der entscheidende Anregungen gibt. Die Ausstellung ist nicht dazu angetan, diese Annahme zu rechtfertigen.

Inwiefern der Cadinen Ton überhaupt bearbeitungsfähig ist, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Dem reinen Cadinen Ton sollen so viel fremde Materialien zugemischt werden müssen, um ihn gebrauchsgerecht zu machen, daß man eigentlich nicht mehr von Cadinen Ton reden könne. Das Material verbeuert sich dadurch enorm und die Preise der ausgestellten Gegenstände erhöhten das.

Aber abgesehen davon stehen die ausgestellten Gegenstände auf einem durchaus unästhetischen Niveau. Es ist kein Stil und keine Form darin, und die Imitation feiert wahrer Orgien. Wie geschmacklos sind die ungeheuerlichen Blumenkübel in rotem Ton, deren ausdringliche Farbe noch ungenießbarer gemacht wird durch die viel zu überladene Ornamentik, die kein Fleckchen unbesetzt läßt!

Noch schlimmere Dinge fördert die unersättliche Imitationsucht zutage. Da werden Majolika-Werkstätten gegründet zu dem Zwecke, die im 15. und 16. Jahrhundert gefärbte und in Italien zu besonderem Glanz geführte Technik der Fayencemalerei nachzuahmen. Ein unglücklicher Gedanke. Denn die alten Keller sind in ihren eigentümlichen Glanz, der nicht zu erreichen ist, so schön, daß der, der ihre Schönheit schätzt, sich hüten wird, mit mangelhaften Mitteln, die nur die Vergesslichkeit des Verwunders enthalten, solche kaffischen Meisterwerke nachzuahmen. Da werden ganze Flächen dekorativ entworfen, deren unbeholfene Primitivität jedem sachlichen Beurteiler in die Augen springen muß. Mit solchen Entwürfen werden ganze Wände bedeckt und auf eine unfruchtbare Sache wird ein geradezu unglaublicher Aufwand von Mühe und Geld verschwendet. Das ist für den, der weiß, mit welchen Schwierigkeiten diese keramischen Techniken zu kämpfen haben, und welchen Kampf die willkürlichen Künstler auf diesem Gebiet gegen den Ungeschmack der launhaftigen Kritik, der durch solche Vorbildung von offizieller Seite neue Nahrung erhält, zu bestehenden haben, eine betäubende Tatsache.

Betterhin bemächtigt sich die Imitationswut der herrlichen, antiken Vasen. Wer jemals die Schönheit dieser phantastischen und geschickten Kunst, die in Griechenland und Etrurien geübt wurde, auf sich hat wirken lassen, dem wird das Beginnen, solche einzige und reise Kunst in Dipsrechen imitieren zu lassen, im tiefsten Innern Entsetzen wecken. Was hat das für einen Wert, wenn es gelingt, daß in Cadinen ein griechischer Wagenlenker mit seinem Gefährt und seinen Roffen auf einer Vase abgebildet wird? Noch dazu, wenn die Feinheit des Strichs und die Schönheit der Kontraste zugunsten einer hiberbogenartigen Wirkung verschwindet und zudem — was die Griechen nicht taten — das Ganze mit

einer Weiglasur überzogen wird, die das Bild wie ein glänzendes Abziehbild erscheinen läßt?

Welcher Weg zu beschreiten ist, das zeigen die in einer Vitrine abseits ausgestellten keramischen Arbeiten einer Schülerinnekasse von Professor Schmuß-Baudisch, die der II. Handwerkerkassule angehört. Hier sind mit viel Geschmac neue Versuche angebahnt. Wechselnd in Form und Farbe erweisen diese kleinen Schalen, Krüge und Kacheln, daß sich feine, neue Effekte erzielen lassen, die dem modernen Empfinden entsprechen. Die Einfachheit und Prägnanz der Formen, die Strenge und Geschlossenheit der Ornamente, die sich in die Fläche einfügen, die Schönheit des farbigen Eindrucks, der sich meist von einem dunklen braunen Grunde harmonisch abhebt — die Farbe wird nicht aufgetragen, sondern aufgestäubt — das alles ergibt reizvolle Wirkungen, die anzeigen, in welcher Weise die moderne Anschauung hier selbständige Werke schaffen kann. Hier ersieht man auch, mit welcher feiner Anpassung die Technik ergründet, die Schwierigkeiten der Berechnungen in den Farbwirkungen, die kaum zu kontrollieren sind, in Betracht gezogen werden, der Zufall selbst ausgenutzt wird; und so wird aus der Technik und den Erfahrungen heraus in langer, mühseliger Arbeit ein neuer Stil gefunden, der nicht imitiert, sondern selbständig sich neben den Stil der vergangenen Zeiten stellt.

Technisches.

Die Brücke über die Viktoria-Fälle, in deren unmittelbarer Nähe die große Transafrikanische Eisenbahn den Sambesistrom überschreitet, hat als eines der wunderbarsten Bauwerke nach ihrer landschaftlichen Lage wie nach ihrer technischen Bauart eine rasche Berühmtheit erlangt. Die mit diesem Bau verbundenen Schwierigkeiten waren groß genug und stellten dem Ingenieur Aufgaben, wie er sie nicht alle Tage findet. Es mußte auch ziemlich lange hin und her beraten werden, ehe man sich über den besten Plan einigen konnte. Doch ergab sich aus den Beratungen der Fachmänner schließlich mit großer Uebereinstimmung, daß eine doppelt aufgehängte Bogenbrücke den Anforderungen an diesen besonderen Platz am besten entsprechen würde. Ueber die Brücke, wie sie entstanden ist und jetzt fertig dasteht, hielt Hobson vor dem Londoner Institut der Zivilingenieure einen Vortrag, der für die Fachmänner von besonderem Reiz gewesen sein muß. Aus den darin erwähnten Tatsachen sei nur berichtet, daß die Brücke aus drei Spannungen besteht, von denen jede eine verschiedene Länge besitzt. Der Bogen auf dem linken Ufer des Sambesi mißt nur 62½, der des rechten Ufers 87½ Fuß, während der Mittelbogen zwischen den Mittelpunkten der Träger volle 500 Fuß oder rund 150 Meter umfaßt und eine Steigung von 90 Fuß besitzt. Die ganze Brücke wiegt 1500 Tonnen, wobei jedoch die Hauptträger nicht eingerechnet sind. Gewiß gibt es nach Höhe, Länge, Tragfähigkeit großartigere Brückenbauten auf der Erde, aber die weite Entlegenheit des Platzes, der sich dennoch jetzt schon von Kapstadt und vielleicht in nicht langer Zeit auch von Kairo aus erreichen läßt, gibt der Brücke an den Viktoria-Fällen, die bekanntlich an Wassermenge und Pracht mit dem Niagara konkurrieren, eine einzigartige Stellung.

Ein Drehparkett. Ein interessantes Gegenstück zur Drehbühne hat ein neues Variétélokal auf dem Montmartre in Paris geschaffen: das Drehparkett. So kann man die technische Vorrichtung nennen, die das Innere des Gebäudes nach Bedarf in einen Theater- oder in einen Ballsaal verwandelt. Die Konstruktion ist sehr einfach. Ein Metallgerippe von 16 Metern Länge und 15 Metern Breite, das etwa 1 Meter hoch ist, trägt auf einer Seite einen platten Ballsaalboden, auf der anderen 19 Reihen Fauteuils mit teppichbelegten Zwischengängen. Die ganze Vorrichtung dreht sich um eine horizontale Achse, die einen Halbkreis beschreiben muß, um die jeweilige Verwendung durch die andere zu ersetzen. Hierbei streift die eine Kante die Bogenauflage, die andere taucht in ein Loch von 9 Metern Tiefe unter. Die Umdrehung nimmt 7 Minuten in Anspruch. Man könnte diese Umwandlung auch rascher vornehmen, indes verwendet man die verhältnismäßig lange Zeit dazu, um einerseits jeden Unfall soweit als möglich auszuschließen, andererseits auch, um dem Publikum mit der Verwandlung selbst ein Schauspiel zu bieten. Wird der Ballsaal hergerichtet, so wird das betreffende Parkett horizontal, in einer Fläche mit der Bühne eingestellt. Für die Zwecke des Theaters wird das Parkett in einer schiefen Ebene, mit 2,40 Meter Differenz zwischen dem tiefsten und dem höchsten Punkt angelegt und mit den Schloßern in den Saalecken befestigt. Zugleich wird mittels eines mit der Saalkuppel verbundenen Apparates der verteilte Orchesterraum geöffnet und die Stiegen, die von dem außen um den Saal herumführenden Promenoir ins Innere führen, entsprechend geändert. Bei der Umwandlung in den Ballsaal verschwindet der Orchesterraum und auch die Beleuchtungsrampe kann versenkt werden. Die ganze Einrichtung, Gerippe, Bretterboden, Fauteuils und Teppich, hat ein Gewicht von 90 Tonnen. Da sie in labilem Gleichgewicht ist, solange sie nicht befestigt ist, bedarf sie zu ihrer Bewegung einer ganz kleinen Kraft. Ein Motor von 2 Pferdekraft genügt und die Kosten der Umdrehung werden, was die Ausgaben für die elektrische Kraft anlangt, kaum 40 Centimes betragen. Die Kosten des gesamten Apparates einschließlich der Mauerung des Schachtes betragen nur 70 000 Franks.

Humoristisches.

Der Diplomat. (Nach der „Deutschen Nebus“.)

Wer will zu den Diplomaten,
Der muß haben einen Frack,
Der im Schnitt todschick geraten
Und 'nen tadellosen Claque.
Willst du werden Attaché,
Merkt dir dieses Abc.

Wer sich degradiert mit Nöllchen,
Der paßt nicht für diese Bahn.
Trägt er Breitchen gar und Schnällchen,
Ist es gleich um ihn getan.
Heut ist er noch Attaché,
Morgen ist er schon a. D.

Wer will zu den Diplomaten,
Der muß wissen jederzeit,
Daß den Fisch man nicht wie Braten,
Scheußlich! mit dem Messer schneid't.
Leute, glaubt ihr, daß so leicht
Solches Wissen man erreicht?

Wer nicht schon als kleiner Bube
— Von Familie, Gott sei Dank! —
In der guten Kinderstube
Mit der Muttermilch das trank,
Wird vielleicht ein Staatsgenie,
Aber das erlernt er nie!

(Gottlieb im „Tag“.)

Notizen.

— Gerhart Hauptmanns „Vibergelz“ wurde im Londoner Deutschen Theater mit glänzendem Erfolg von einer deutschen Truppe aufgeführt.

— Adalbert Matkowski begehrt in diesen Tagen sein 30 jähriges Bühnenjubiläum. Der Künstler, der aus Königsberg gebürtig ist, wollte mit sieben Jahren bereits die Zirkuslaufbahn einschlagen. Er war schon der elterlichen Obhut entwichen und präparierte sich in einer Artistenfamilie für seinen künftigen Beruf. Schließlich wurde er aber wieder eingeholt. Besuch einer Realschule, der ihm gar nicht gefiel, und Lehrlingschaft in einem Importhause bildeten dann die Zwischenstufen, bis er seinen wahren Beruf entdeckte. Oberländer bildete ihn als Schauspieler aus und empfahl ihn an das Dresdener Hoftheater. Später holte ihn Rollini nach Hamburg. Gastspiele am Berliner Hoftheater (besonders sein „Sigismund“ in Calderons „Leben ein Traum“) machten starken Eindruck. Matkowski wurde dann 1889 an das Berliner Hoftheater engagiert, wo er zum besten Darsteller kraftvoller Männlichkeit heranreifte.

— Tenorgagen. Der Tenorist Schrötter von der Wiener Hofoper soll an das neue Operntheater am Schiffbauerdamm für 60 000 M. (bei zehmonatlicher Spielzeit) engagiert sein.

— Walter Leistikow, der zweite Vorsitzende der Berliner Sezession, wurde zum Professor ernannt. Seine künstlerischen Leistungen — die herben Stimmungsreize der märkischen Kiefernlandschaft hat er uns erschlossen — hätten der amtlichen Weglaubigung nicht bedurft. Öffentlich schadet sie ihm nicht.

— Anton v. Werners Rücktritt von der Vorstandschaft im Verein Berliner Künstler soll nach einer Berliner Wochenschrift nicht so sehr einer Enttarnung als einigen literarischen Versuchen Werners in dem Publikationsorgan des Vereins — dem „Kunstherold“ — zu danken sein. In diese Artikel, die ein anderer mit seinem Namen bedeckte, soll Seine Omnipotenz heftige persönliche Angriffe gegen einige Räte im Kultusministerium lanciert haben. Dabei scheint er unter die Räder gekommen zu sein. Auch in der Akademie der Künste und in der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft soll seine Herrschaft erschüttert sein. Vielleicht hilft ihm eine starke Hand von oben wieder auf.

— Die Gefahr der Erdbeben ist für Deutschland eine sehr geringe. Im großen ganzen spüren wir nur die Fortwirkungen jener Beben mit unseren Erdbebenanzeigern (Seismographen). Die weit überwiegende Majorität aller Beben spielt sich in zwei Zonen ab, in der von dem französischen Forscher Montessus benannten „mittelländischen“ oder „Alpen-Kaukasus-Himalaya“-Zone (Kleinasien, Kaukasus, Himalaya, Zentralamerika und Westindien) und in der „Anden-Japan-Malaya“-Zone, die sich fast über ganz Amerika, die Aleuten, die japanischen Inseln, die Philippinen bis nach Neuseeland erstreckt. Nur sechs aller Erdbeben fallen außerhalb dieser beiden Zonen.

— Ausgrabungen in Herculaneum werden im Juli von der italienischen Regierung vorgenommen werden. Während in Pompeji, das nur von Wissenschaften bedeckt wurde, die Ausgrabungen ohne erhebliche Schwierigkeiten vor sich gehen, sind die Arbeiten in Herculaneum sehr schwierig. Die antike Stadt ist größtenteils überbaut und steckt in einer harten Lavamasse.